



Zu unseren Bildern:

Bei den diesjährigen Berliner Festwochen waren Konstanze Vernon und Wolfgang Leistner die Solisten in Ravel's „La valse“. Der junge, ungewöhnlich begabte japanische Pianist Takahiro Sonoda spielte zusammen mit dem NHK-Sinfonieorchester aus Tokio mit souveräner Meisterschaft Rachmaninows zweites Klavierkonzert in c-moll.



## BERLINER FESTWOCHEN 1960

Während die Erregung über das Schicksal Berlins wächst, fanden hier in arkadischer Ruhe zum zehntenmal Festwochen statt. Vor Jahren wurde über ihren Sinn gestritten. Soll man Kunstereignisse von hohem Rang nicht lieber über das ganze Jahr verteilen? Aber längst haben alle eingesehen, daß die Zusammendrängung von außerordentlichen Kunsttaten neue Maßstäbe setzt und daß Festwochen daher vollauf gerechtfertigt sind. Von den siebzehn Schauspielpremierern soll gar nicht die Rede sein, weil sie außerhalb dessen liegen, was die Schallplatte berührt.

Sprechen wir lieber von den musikalischen Veranstaltungen. Zu ihnen gehören auch die drei Ballettaufführungen. Ihr Schicksal in Berlin war recht unterschiedlich. Das Ensemble Ballets of two Worlds of Henriques Pimentel, das für Spoleto gegründet wurde und dort schöne Erfolge gehabt hat, machte in Berlin gar keinen Eindruck. Auch die Choreographien von Herbert Ross, dem der Ruf vorausgeht, einer der einflussreichsten Tanzgestalter unserer Zeit zu sein, ließen kalt. Man sieht, wie hart in Berlin gemessen wurde. Das Tanzensemble des Baseler Stadttheaters unter Wazlaw Orlikowsky, das ausschließlich klassische Schule aus der Zeit vor der Jahrhundertwende tanzte, rührte dagegen die Herzen der Berliner Tanzfreunde viel stärker. Ihr Geheimnis heißt einfach: Disziplin, Sauberkeit, technisches Können. Sie verschaffen sich ihre Triumphe in Tschai-kowsky-Balletten mit jener Perfektion, die wir heute von Kunstinterpreten erwarten.

Das dritte Tanzgastspiel war wohl bitter ernst gemeint, wurde aber als heiter-grotesker Kehraus belächelt und bepfiffen. John Cage und David Tudor, zwei vorzügliche Pianisten, tupfen hin und wieder ein hohes oder tiefes Einzeltönen auf ihre herrlichen Flügel, reißen aber auch an den Saiten und klatschen mit der Hand an die Außenwand oder schlagen den Flügeldeckel auf und zu, alles nach einer Partitur, die so hoch wie eine Streichholzschachtel ist und so breit wie ein alter Foliant. Der Höhepunkt wurde erreicht, als ein Pianist in der Versenkung verschwand und der andere beim Hochgehen der Versenkung unter dem Flügel lag und dort auf einer Kinderpfeife einen armseligen Piepser von sich gab. Das sollte wohl Surrealismus in Hochpotenz sein, war aber weniger, als wir es bei Studentenfeiern schon öfter erlebt haben. Dabei tanzten Carolyn Brown und Merce Cunningham, zwei Amerikaner, bestens durchtrainiert. Sie betonten aber, daß ihre Bewegung nichts mit der Musik zu tun

habe. Die Frage, warum wir dann mit solchem Tönesalat schockiert werden, blieb unbeantwortet.

Ein weiteres Beispiel der Perfektion boten, wie nicht anders zu erwarten, die New Yorker Philharmoniker unter Leonard Bernstein. Was die Kunststadt Berlin den Amerikanern wert ist, erkennt man an den Kosten, die ihnen dieses Konzert auferlegte: runde 600 000 Mark. Die Spielkultur ihres Spitzenorchesters ist immer wieder zu bewundern. Wenn unsere europäischen Orchester, nicht zuletzt durch die Tyrannei des Mikrophons bei Band- und Plattenaufnahmen, auch viel an Perfektion gelernt haben, so sind ihnen amerikanische Orchester doch noch immer eine Handbreit voran.

Die größte Überraschung erfolgte auf dem Fuße, als nämlich die Japaner mit ihrem NHK-Sinfonie-Orchester Tokio bewiesen, daß sie die amerikanische Orchesterdisziplin annähernd erlernt haben. Als Solist spielte der hochbegabte Pianist Takahiro Sonoda Rachmaninows c-moll-Konzert mit bravouröser Überlegenheit. Die Zeiten, da sich die Japaner mit ihrem Gagaku-Hoforchester begnügten, um urjapanische Musik aus alten Zeiten zu machen, sind längst vorbei. Sie haben Anschluß an die westeuropäische Musikkultur gesucht und durch ihren beispiellosen Fleiß, ihren Lerneifer und ihre Geschicklichkeit auch gefunden. Ja, sie haben sogar verstanden, der Gefahr der Perfektion aus dem Wege zu gehen. Es ist nicht länger zu verstehen, wenn unsere Schallplattenindustrie nicht davon Kenntnis nimmt, daß die Japaner da sind.

Ähnliche Gedanken kamen uns beim Eröffnungskonzert der Berliner Philharmoniker unter Herbert von Karajan. Leontyne Price sang zwischen Werken von Webern und Brahms Arien von Händel und Verdi. Beim Lesen des Programmes sträubte sich einem das Haar. Beim Hören aber brandeten Wogen der Begeisterung auf. Denn so schön wie von Leontyne Price hat man das Aida-c-moll wohl kaum je gehört. Da klagen die Schallplattengesellschaften immer, wie schwer es sei, neue Künstler zu gewinnen. Aber warum besitzen wir noch keine Gesamtaufnahme von Aida mit Leontyne Price, und warum spielt diese großartige Neger-sängerin in unserem Schallplattenrepertoire nur die Rolle eines Aschenputtels?

Das Männerquartett Les Frères Jacques kannte in Deutschland bisher kein Mensch. Sie singen und tanzen französische Chansons mit Charme, Witz und Geist, Musikalität

und perfektioniertem Können. Kein Wunder, wenn ihnen der größte Festwochenerfolg dieses Jahres zufiel. Von ihnen gibt es vier Schallplatten bei der französischen Polydor, die in Deutschland leider nicht gehandelt werden und auch für eine Besprechung im Berliner Festwochenprogramm nicht herbeschafft werden konnten. Hier liegt Gold auf der Straße.

Handelte es sich bei den Frères Jacques um Kleinkunst, die wie geschaffen für die Schallplatte ist und die es nicht gibt, so hörten wir schließlich Mahlers VIII. Sinfonie, die Sinfonie der Tausend, die zwar in einer Einspielung vorliegt, wenn von ihr auf der Platte auch immer nur Annäherungswerte möglich sind. Übrigens dirigierte sie hier für den durch seinen Autounfall verhinderten Lorin Maazel Eduard Flipse, der auch die Plattenaufnahme leitete. Mahlers Irrtum war die Annahme, eine Häufung der Mittel — drei Chöre, sieben Solisten und ein Monstre-Orchester — werde die Wirkung steigern. Das entsprach den Anschauungen im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts. In Wirklichkeit ist es umgekehrt: Die Mittel heben sich gegenseitig auf, so daß ein massierter Klang mit nur ungefährem Inhalt übrig bleibt.

Von den übrigen zehn Konzerten war vor allem die Begegnung mit dem jüngsten Werk Strawinskys aufschlußreich, den Movements for Piano and Orchestra, also seinem neuesten Klavierkonzert, das Margrit Weber, der es auch gewidmet ist, wie bei der Uraufführung in New York spielte. Strawinsky betont voller Stolz, daß es noch strenger konstruierte Musik ist als alle seine Werke aus jüngster Zeit. Daher ist es auch keine Musik mehr zum Hören, sondern allenfalls zum Nachlesen, Nachrechnen und Diskutieren. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird dieses nur zwölf Minuten dauernde Klavierkonzert dereinst in den Schallplattenschränken unserer Fans nicht gleich geschätzt neben Petruschka und Feuervogel stehen. Es bleibt auch fraglich, ob dieses Klavierkonzert in Zukunft zu den klassischen Werken Neuer Musik aus unserer Zeit gerechnet wird, die wir in diesem vorzüglichen Konzert des Radio-Sinfonie-Orchesters unter Ferenc Fricsay außerdem noch hörten, der Psalmen-Symphonie und dem Oedipus Rex.

Aber die Wiederbegegnung mit wohlvertrauten Meisterwerken durch die Konfrontierung mit allerjüngstem Avantgardismus, sei er auch noch so gewagt, zu ergänzen, betrachten die Berliner Festwochen seit je als ihre wichtigste Aufgabe. Friedrich Herzfeld